

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Friedel, Carl Gander, Elisabeth Lemke, Pniower: Kleine Mitteilungen.

die Damen der Späth'schen Familie richtend und so insbesondere die Gattin des Herrn Rath Späth und deren fürsorglich waltende Schwester, Fräulein Anna von Göritz feiernd.

Der Abend dunkelte als die Heimfahrt, von den Meisten auf dem Wege über Rixdorf angetreten, mit dem Gefühle vollster Befriedigung Aller, die an dem Ausfluge teilgenommen haben, ein schönes Tagewerk schloss.

## Kleine Mitteilungen.

### Geologisches.

**Max Fiebelkorn:** Die norddeutschen Geschiebe der obern Juraformation. Inaugural-Dissertation. Berlin 1893 (vgl. auch Deutsche Geol. Zeitschrift 1893, Bd. XLV. S. 378—450).

Die mit vielen Abbildungen ausgestattete fleissige Monographie ist für die Provinz Brandenburg von besonderem Interesse, da die letztere mit Pommern und Mecklenburg die Hauptfundstätten für Geschiebe des obern Jura bildet. Mit Ausnahme des Kalkzuges der oberen Juraformation, welcher sich von Fritzow über Klemmen bis Bartin bei Colberg erstreckt, ist keine Gegend bekannt, in welcher Gesteine anstehen, die zum obern Jura gehören. Die Beobachtung jedoch, dass die Malm-Geschiebe sich nur in jenen 3 Landschaften finden, weist uns zur Auffindung des Ursprungsorts derselben in den Norden und zwar werden wir dabei besonders das pommersche Dorf Retzin, hart an der östlichen Grenze des Kreises Prenzlau, welches F. an Jura-Geschieben reich gefunden, im Auge behalten müssen. F. sucht die Heimat unserer Geschiebe des weissen Jura als wahrscheinlich in der Nähe der Odermündungen, vielleicht steht er unterirdisch auch bei Retzin an.

Petrographisch teilt F. die Geschiebe des obern Jura in erstens solche des Fritzower Jura, zweitens solche unbekannter Herkunft. Zu I. finden sich Geschiebe vom hinterpommerschen Fritzower Kalk häufig bei Eberswalde.

Die Geschiebe zu II sind 1. Oolithische Kalke. a) mit *Nerineen* von Rixdorf, b) mit *Pteroceras oceani* vom Kreuzberg und Rixdorf. — 2. Dichte Kalke. a) Dichter weisser Kalk mit *Anisocardia parvula* von Rixdorf. b) Grauer Kalkmergel mit *Exogyra virgula* vom Kreuzberg und Rixdorf. c) Graugelber Kalkmergel mit *Gervillia ventricosa* von Küstrin. — 3. Sandig braun-graue Kalke mit grossen Planulaten. Bei Rixdorf besonders häufig.

Leider sind in der dankenswerten Abhandlung die Materialien des Märkischen Museums unberücksichtigt geblieben. Ich habe demselben eine Sammlung von anstehenden Jura-Versteinerungen von Fritzow aus den Sammlungen der Pastoren Strecker Vater und Sohn verschafft, bezügliche Geschiebe auch bei Cammin und an der Ryck-Mündung bei Greifswald für

das Museum gesammelt. Auch aus der Provinz Brandenburg besitzt dasselbe mancherlei Jura-Geschiebe. Vielleicht erwähnt der Verfasser dieselben nachträglich bei Gelegenheit. —

Dass einer allerdings tieferen Formation angehöriger Jura, von Dr. G. Berendt als Mittlerer Lias ( $\delta$ ) festgestellt, dicht bei Berlin vorkommt, geht aus des Genannten Aufsatz „Erbohrung jurassischer Schichten unter dem Tertiär in Hermsdorf bei Berlin“, Jahrb. der k. preuss. geol. Landesanstalt für 1890, hervor. E. Friedel.

**Ueber diluviale Durchragungszüge.** Über dies für unsere märkische Heimatkunde wichtige Thema teilt Herr Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack in der V. Z. vom 18. März d. J. aus der Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft vom 7. dess. Folgendes mit:

Herr Dr. Schröder sprach über Durchragungszüge, ihre Entstehung und Bedeutung. In der Uckermark, Vorpommern und Mecklenburg treten an zahlreichen Stellen eigentümliche, lang gestreckte Hügel auf, die gewöhnlich ihre Umgebung um den Betrag von einigen bis zu 20 Metern überragen. Sie besitzen einen Kern von Unterem Diluvium, der die in jenen Gebieten sehr allgemein verbreitete Decke des Oberen Geschiebemergels durchragt und wurden deshalb vom Vortragenden schon früher als Durchragungskämme und Züge bezeichnet. Diese in ihrer Gradlinigkeit und Schmalheit oft an künstliche Schanzen erinnernden und vom Volke auch vielfach als solche aufgefassten „Wallberge“ sind an ihrer Basis selten breiter, meist aber schmaler, als 100 Meter, ihre sehr ausgesprochene Längenerstreckung schwankt zwischen einigen Metern und mehreren Kilometern; oft verschwindet ein Rücken, um nach einiger Zeit mit genau demselben Verlaufe wieder aufzutreten; bisweilen auch liegen die einzelnen Segmente kulissenartig hintereinander. Auch die Erhebung über die Umgebung ist wechselnd; oft sind sie so flache Wellen, dass sie nur dem suchenden Auge bemerkbar werden und ein anderes Mal sind sie schon auf grosse Entfernungen hin sichtbar und beherrschen durchaus den Charakter der Landschaft.

Der Kern dieser Gebilde besteht aus unterdiluvialen, geschichteten Ablagerungen, Mergelsanden, Sanden, Granden und Gerölllagern; bisweilen nimmt im innersten Teile auch noch der Untere Geschiebemergel am Aufbau teil. Bedeckt wird dieser Kern entweder an den Flanken oder ganz und gar von Oberem Geschiebemergel. Die Lagerung der Kernbildungen ist niemals eine ungestörte, vielmehr sind die Schichten zusammengestaucht und gefaltet. Im einfachsten Falle bilden sie, in einem Querprofile gesehen, einen einfachen Sattel; die Schichten liegen dann der Oberfläche des Wallberges parallel und die Sattelaxe verläuft mit der Längsrichtung des Zuges und ändert sich mit derselben. Manchmal ist der Sattel nur einseitig entwickelt, so dass auf der einen Seite des Rückens die Schichten gerade so wie dieser abgeböcht sind, während sie auf der anderen Seite scharf vom Oberen Mergel abgeschnitten werden. Manchmal geht die Zusammenfaltung so weit, dass die Schichten im Dache des Sattels aufreissen und eine vertikale oder sogar Fächerstellung einnehmen. Durch noch intensivere, mehrmalige

Zusammenfaltung können sogar scheinbare Wechsellagerungen des Geschiebemergels mit den Sanden entstehen.

Oberflächlich sind die Wallberge oft von mächtigen Blockmassen bedeckt, die in vollkommenen Packungen eine Mächtigkeit von zwei Metern erlangen können. Seitlich grenzen an sie häufig mit jungdiluvialen Geschiebendeckungen bedeckte Flächen an.

Der Verlauf der Wallberge ist an keine bestimmte Richtung gebunden, sondern wechselt in den einzelnen Zügen ganz bedeutend. Die geologische Spezialkartierung dieses Gebietes aber und die zusammenhängende Darstellung der Durchragungszüge auf einer grossen Karte, wie sie der Vortragende zur Erläuterung seines Vortrages der Gesellschaft vorlegte, führte zu dem Ergebnisse, dass die Durchragungszüge sich zu einem gewaltigen Zuge zusammenschliessen, der von Rostock bis nach Pyritz in Pommern reicht und durch seinen in mächtigen Bogen erfolgenden Verlauf und die ausgesprochene Längenerstreckung von Nordwest nach Südost in vollkommenem Parallelismus zu den weiter südlich gelegenen Endmoränen steht. Die Aufpressung der unterdiluvialen Schichten, ihr sattelförmiger Aufbau, verbunden mit starker Schichtenstörung, führen zu dem Ergebnis, dass diese Wallberge als Druckerscheinungen aufzufassen sind. Da, wo heute die langgestreckten Hügel sich erheben, lag einstmals der Rand des nordeuropäischen Inlandeises auf längere Zeit still. Sein einseitig lastender Druck presste die vor dem Eisrande lagernden Schichten zusammen und hob sie empor. Die ausserordentlich scharfe und ausgesprochene Form der Wallberge beweist, dass dies in der Rückzugsperiode der letzten Vergletscherung erfolgte. Die Durchragungszüge sind also als Staumoränen der letzten Eiszeit aufzufassen und stellen, von der grossen Joachimsthal-Choriner Endmoräne an gerechnet, die dritte Stillstandslinie in der Rückzugsbewegung des grossen Inlandeises dar.

Nun erklären sich auch zahlreiche Analogien der Durchragungszüge mit den schon länger bekannten südlicher gelegenen Endmoränenzügen. Wie bei diesen zeigen auch die weit grösseren Bogen an ihren südwestlichsten Punkten die Auslässe für die Gletscherschmelzwasser. Ein solches altes Schmelzwasserthal ist das Randowthal, welches später von einem Oderarme durchflossen wurde und heute nur kleinen Bächen als Bett dient. Ein anderes solches Schmelzwasserthal ist das Kasekower Thal, welches vom Randowthale an von der Stettiner Bahn benutzt wird und früher von einem Nebenflusse der Randow durchflossen wurde. Auch der auffallende Parallelismus der sämtlichen vor dem Endmoränenzuge liegenden Rinnen und der zu jenem senkrechte Verlauf aller dieser Rinnen hat seine vollkommene Analogie in dem Joachimsthaler-Choriner Endmoränenbogen.

Zum Schluss wies der Vortragende die von Geinitz und Berendt ausgesprochene Ansicht, als könnten die Wallberge Bildungen sein, die mit den nordamerikanischen und schwedischen Åsar übereinstimmen als unbegründet zurück.

In der sich anschliessenden Diskussion wollte Prof. Berendt den Ås-Charakter der Wallberge gewahrt wissen und lieber die genetische Bedeutung derselben im Sinne Schröders geändert wissen, wogegen Prof. Wahnschaffe betonte, dass die Åsar und die beschriebenen Durchragungen ganz ver-

schiedene Dinge darstellten und sich einmal durch ihren Verlauf, sodann aber durch ihren inneren Bau unterscheiden; die Äsar zeigen mit ganz geringfügigen Ausnahmen vollkommen ungestörte Horizontalität der Schichten und stehen rechtwinklig zum Verlaufe der Endmoränen. Beide Redner betonten die Wichtigkeit des in der Schröderschen Auffassung liegenden Fortschrittes.

---

**Nachruf für Lehrer Friedrich Wilhelm Schmidt-Oderberg.** Am 4. Mai 1893 starb zu Oderberg i. d. Mark der Lehrer Friedrich Wilhelm Schmidt im hohen Alter von 78 $\frac{1}{2}$  Jahren.

Er wurde am 29. Oktober 1814 zu Fredersdorf bei Gramzow geboren, wo sein Vater Lehrer war. Er erwählte sich denselben Lebensberuf und besuchte 1831—1834 das Lehrerseminar in Potsdam. Nachdem er 1 $\frac{1}{2}$  Jahr in Hohenlandin in der Uckermark als Lehrer thätig gewesen war, wurde er nach Oderberg i. d. Mark berufen, wo er bis zu seiner Michaelis 1886 erfolgten Pensionierung als Lehrer segensreich wirkte.

Er gehörte mit zu den Männern, die am 15. Juni 1859 den Botanischen Verein der Provinz Brandenburg in Eberswalde begründet haben und blieb dessen Mitglied bis zum Jahre 1880. Schon vorher hatte er bereits Jahre lang seine Thätigkeit der Erforschung der Oderberger Flora gewidmet und sind seine dortigen Beobachtungen von Prof. Ascherson in dessen grundlegender Flora der Provinz Brandenburg verwertet worden. Wer Oderberg besuchte, dem war Schmidt ein freundlicher und kundiger botanischer Führer (vergl. z. B. Ascherson in den Verhandlungen des B.-V. 17. Jahrg. 1875 S. XIV).

Auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft erwarb sich Schmidt Verdienste. Namentlich machte er genaue Aufzeichnungen der Temperaturen und Niederschläge von Oderberg und als er die Verzeichnisse derselben für 1850 und 1851 an Alexander von Humboldt einsandte, erhielt er ein warmes Anerkennungsschreiben desselben.

Auf dem Gebiete der Geschichtsforschung hat er durch seine Untersuchung festgestellt, dass das ehemalige Oderberger Schloss nicht auf dem sogenannten Schlossberge, der eine viertel Meile westlich von der Stadt gelegen ist, sondern unmittelbar hinter der Nordseite der Stadt auf dem jetzigen Sommerfeldt'schen Berge gestanden hat.

Nicht mindere Anerkennung erwarb sich Schmidt durch sein vielseitiges gemeinnütziges Wirken. Ungefähr 50 Jahre war er Berichterstatter für die Vossische Zeitung und hat durch seine Schilderungen der Wasserverhältnisse im Oderbruche und des Notstandes bei Überschwemmungen, unter Übernahme schwerer Verantwortung, die Durchführung der Oderverwaltung gefördert.

Diesen Notizen aus einem Nekrolog, den Prof. Dr. Paul Magnus im Botanischen Verein der Provinz Brandenburg vorgetragen, sei hinzugefügt, dass Schmidt im Interesse des Märkischen Museums zum Öfteren thätig war und dass er am Entstehen der „Brandenburgia“ Anteil nahm.

E. Fr.

---

## Zoologisches.

Lurche und Kriechtiere der Provinz Brandenburg.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov.-Museums.)

[Vergl. I. Jahrg. S. 128 ff. und II. Jahrg. S. 36 ff.]

1. **Sumpfschildkröte** (*Emys lutaria*).

Die europäische Flussschildkröte kommt auch in Guben vereinzelt vor und zwar in der Lubst und den zu ihr führenden Gräben, wie auch in der Oberneisse. Vor etwa 5 Jahren brachte ein Schüler eine mit in die Schule, die, wie ich glaube, aus der Werder stammte, die ja neuerdings auch in die Lubst fliesst. In den Jahren 1890—92 befand sich eine in einem Tümpel an der Neisse, dort, wo die Niederschlesisch-Märkische Eisenbahn den Fluss überschreitet. Dort piff sie an allen warmen Sommerabenden unermüdlich zur Verwunderung der Spaziergänger, die einen klagenden Vogel zu hören meinten. In diesem Sommer hörte ich sie nicht mehr. Ein etwa 30jähriger Mann der Werdervorstadt erzählte mir, seine Eltern hätten eine lebendige Schildkröte im Kuhtrank gehabt, weil sie den Glauben hatten, dadurch blieben die Kühe gesund\*).

Guben, 6. Juli 1893.

Carl Gander, Lehrer.

2. **Sumpfschildkröte** (*Emys lutaria*). — **Kreuzotter** (*Vipera berus*). — **Schlingnatter** (*Coluber laevis*) und **Grüneidechse** (*Lacerta viridis*).

Nach einem im naturwissenschaftlichen Verein zu Frankfurt (Oder) gehaltenen Vortrage des Dr. Huth über märkische Reptilien (1890) kommt die Sumpfschildkröte (*Emys europaea*) in Tzschetzschnow bei Frankfurt a. O. vor. In diesem Sommer ist eine bei Schenkendorf, Kreis Guben, in einem Graben, der zur Werder führt, beobachtet worden. Über Amlitz habe ich noch keine sichere Nachricht. — Eine Kreuzotter soll laut Zeitungsbericht (Frankf. Oderzeitung 1890 Nr. 137) in den Wiesenniederungen bei Wald in der Starzeddeler Forst getödtet worden sein. Nach demselben Berichterstatter soll sie im Gubener Landkreise häufig vorkommen, u. a. auch an den beiden Neisse-Ufern zwischen hier und Buderose. Herr Lehrer Kutschbach, ein genauer Kenner märkischer Reptilien, bezweifelt dies; er hat im Kreise noch keine Kreuzotter beobachtet. — Laut Gubener Zeitung 1893 Nr. 189 ist in der Nähe des Sorauer Eichenwäldchens eine Kreuzotter getödtet worden. Eine vor mehreren Jahren bei Seitwan n gefangene, in einem hiesigen Schaufenster als Kreuzotter ausgestellte Schlange war eine glatte Natter. *Coronella laevis* kommt bestimmt in der Gubener Heide, in den Bergen bei Wallwitz, Gross- und Klein-Drenzig ziemlich häufig vor. Herr Kutschbach hatte mir eine, die in der Gubener Heide beim Heidekrüge in der Nähe der „Hohlen Berge“ gefangen wurde, als Geschenk für das Märkische Museum zur Verfügung gestellt (in Spiritus).\*\*) Die grosse grüne Eidechse (Smaragd-Eidechse) *Lacerta viridis* hat Herr Kutschbach hier nicht beobachtet, sie ist ihm vor 10 Jahren einmal aus Lieberose gebracht worden.

Guben, 3. Septbr. 1893.

Carl Gander.

\*) Dieser Aberglaube ist weitverbreitet. Man hält deshalb Sumpfschildkröten in Wassertonnen in unserer Provinz nicht selten Jahrelang lebendig. E. Friedel.

\*\*\*) Jetzt im Märk. Museum verwahrt, Kat. A. III. Nr. 1563.

3. Ich habe vor wenig Tagen eine zweite *Coronella laevis* (= *austriaca*) erhalten, welche im Sommer d. J. bei Wallwitz, Gebiet an die Gubener Stadt-  
heide anstossend, gefangen worden ist.

Guben, 7. Dez. 1893.

Carl Gander.

4. Laubfrosch (*Hyla arborea*). Im September 1890 griff ich auf dem Fenn zwischen Hundekehle und Jagdschloss Grunewald nahe der zur Badë-Anstalt der Gardeschützen führenden Moor-Brücke einen jungen Laubfrosch im Grase. Interessant war es mir, in diesem Jahre die Nachahmungs- und Anpassungskünste (*Mimicry*) desselben zu beobachten, indem das Tier innerhalb vier Wochen im August und September die äussere Farbe mehrmals änderte. Mein Sohn Erwin hält die *Hyla* in einem cylindrischen Glase, dessen Boden mit ausgestochenem Rasen bedeckt ist. Während des August starb das Grün ab und wurde gelbbraun. In demselben Maasse verfärbte sich der Frosch, indem das Grasgrün des Rückens mattgrün wurde und gelbbraune Flecke erhielt. Als das absterbende Gras fast ganz gelbbraun geworden, war auch das Tier ganz gelbbraun. Im September erhielt das Glas frischen grünen Rasen und nach wenigen Tagen hatte der Laubfrosch ein vollkommen frischgrünes Kleidchen an. Derselbe frisst nur lebende Fliegen, die er zumeist vom Grase aus belauert und im Springen erhascht. So klein das Glas, so schwer ist es, sobald er seine Rückenfarbe dem Kolorit des Grasses angepasst hat, ihn zu entdecken. Dies kommt dem Frosch offenbar bei der Fliegenjagd zu statten, die Fliegen übersehen ihn und er vermag sie viel besser zu beschleichen, als wenn seine Farbe von der seiner Umgebung abweicht. Dies scheint mir die natürliche Erklärung seiner wiederholten Verfärbung und hierin sehe ich recht eigentlich einen Fall der *Mimicry* im Darwinschen Sinne.

Berlin, 5. Dec. 1893.

E. Friedel.

5. Die glatte Natter, *Coronella austriaca*, die bei uns in der Provinz Brandenburg derartig selten ist, dass jeder Fund vorläufig noch veröffentlicht zu werden verdient, ist meinerseits öfters im Vivarium gehalten worden. Diese Schlangen verschlingen mit Gier Eidechsen, selbst die grosse Grüneidechse (*Lacerta viridis*), so dass der lange Schwanz dieser Echse oft noch lange Zeit zum Maul der *Coronella* heraushängt, die daher nicht ohne Grund mitunter „Schlingnatter“ genannt wird. Wegen ihres jähzornigen Charakters heisst sie auch „Jach-Natter“. Meine Exemplare stammten alle vom Schlossberg bei Oderberg in der Mark, wo man sie in der prallen Mittagshitze des Sommers auf Steingeröll sich sonnen findet. Ihr Fang erfordert grosse Geschicklichkeit. Ein Exemplar von dort, welches ich bereits Monate lang im Terrarium pflegte, fuhr, als ich das letztere reinigte, aus seinem steinernen Unterschlupf in Wuth hervor und biss mich, allerdings ganz ungefährlich, in die Hand.

E. Friedel.

## Botanisches.

### Botanischer Verein der Provinz Brandenburg.

I. Herr Custos Hennings legte eine Reihe bemerkenswerter Pilze aus der Umgegend Berlins vor. Von allgemeinem Interesse ist davon der Hausschwamm (*Merulius lacrimans*), dessen Fruchtkörper der Vortragende beim Riemeistersee auf einem Kiefernstumpf fand; bereits vor einigen Jahren hatte Herr Hennings das spontane Vorkommen dieses Pilzes im Grunewald nachgewiesen. Einen Verwandten des Hausschwamms, den *Merulius aureus*, traf Redner im Grunewald auf Torferde am Fusse von Kieferstämmen. Dieser Pilz tritt im Botanischen Garten sehr häufig auf Pflanzenbeeten auf und zeigt sich da gelegentlich als ein ebenso gefährlicher Zerstörer wie der Hausschwamm. Grosses wissenschaftliches Interesse boten des Vortragenden Mitteilungen über die erstaunliche Vielgestaltigkeit des *Polyporus Vaillantii*, eines in Gewächshäusern auftretenden Pilzes, dessen Mycel gewöhnlich die Unterseite der Tische, Kübel, Fensterbretter etc. bewohnt, durch die Öffnungen der Töpfe in diese eindringt und, indem es die Erde durchwuchert und das Innere der Topfwandungen überzieht, grosse Verwüstungen in den Kulturen anrichtet.

Ferner machte Prof. Ascherson auf das Erscheinen und die Verbreitung der dornigen Spitzklette (*Xanthium spinosum*) einer zu einem lästigen Unkraut erwachsenden Komposite aufmerksam. Bei Kottbus, Finsterwalde, Spremberg und anderen Tuchfabrikstädten scheint sie durch Tierwolle eingeschleppt. In Ungarn ist die Pflanze sehr verbreitet und gehasst. Ansiedeln kann die Klette sich nicht leicht, weil die Früchte bei uns nur ganz ausnahmsweise reifen.

Aus der November-Sitzung 1893.

II. Gegründet 1859 zählte dieser angesehene wissenschaftliche Verein im Jahre 1891 an Mitgliedern 243. Beitrag 5 Mk. Einnahmen 2080 Mk., Ausgaben 2030 Mk., Vermögen 2350 Mk. 10 Sitzungen jährlich. Bibliothek 2850 Bände.

## Zur Volks-Arzneikunde.

„**Simpatetisches Mittel wieder die Gicht.** Man gehe Stillschweigens zu einem Pflaumenbaum und sage,

Pflaumenbaum ich klage dir, ich habe die Gicht, sie plaget mich! nun umfasse man den Baum, und sage, ich will sie haben nimmermehr, Du sollst sie behalten ewiglich. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes Amen. Diese Worte dreimal wiederholt, dann von dem Baum weggegangen, ohne sich umzusehen, auch nicht wieder den Baum vorbeigegangen, womöglich sich gleich aus dem Garten entfernt, und nie mehr hineingekommen.“

Original etwa aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus Danzig stammend, dem Märkischen Museum übergeben und mitgeteilt von

Elisabeth Lemke.



### Zur Sprachkunde der Provinz Brandenburg.

1. In dem hiesigen Verein für Volkskunde fand am 23. April 1892 ein sehr anregender Vortrag des Dr. Kretschmer „Über den Berliner Volksdialekt und seine Niederdeutschen Elemente“ statt. Im Nachstehenden folgen wir einem Bericht der „Post“:

Wenn heute, begann der Vortragende, eine Dame in der guten Gesellschaft zu ihrem Tischnachbar sagen würde: „Jeben Sie mich mal det Brod rüber“, so würde die ganze Gesellschaft wahrscheinlich sehr bedenkliche Gesichter dazu machen. Und doch klinge für den der Sprachwissenschaft Kundigen „det“ keineswegs schlechter als „das“; denn „det“ sei durchaus keine vernachlässigte Form von „das“, wie man allgemein annehme, sondern eine durch die Entwicklung vollkommen berechnete Eigentümlichkeit des Dialektes. Dass dieser Dialekt aber nicht mehr gesellschaftsfähig sei, liege mehr an den Menschen, als am Dialekte; denn nicht der Dialekt mache die Menschen gemein, sondern die Menschen hätten den Dialekt gemein gemacht. Allerdings sei der Berliner Dialekt nicht rein, sondern ein Mischgericht von hoch- und niederdeutschen Elementen und infolgedessen habe er eigentlich auch keine Geschichte. Die Überlieferung erzähle zuerst von der slavischen Bevölkerung in der Mark, ein grossartiger Germanisierungsprozess habe den slavischen Ursprung in der Sprache fast vollständig verwischt. Die Germanisierung sei zuerst durch Niedersachsen und Niederländer betrieben worden, später jedoch seien auch zahlreiche oberdeutsche Elemente, bayerische, pfälzische und thüringische von grossem Einfluss auf die Entwicklung der märkischen Volkssprache gewesen, die übrigens schon in früheren Zeiten in nicht besonders hohem Ansehen gestanden haben müsse, da schon 1622 Gottfried von Warnstedt in seiner historisch-politischen Beschreibung der Mark sich bewogen gefühlt habe, die Sprache seiner Heimat gegen den Vorwurf der Platttheit in Schutz zu nehmen. Von den ältesten Formen des Berliner Volksdialektes wisse man nur wenig, da die früheste vorhandene Chronik von Berlin erst aus dem Jahre 1484 stamme. Ein klares Bild von der Berliner Volkssprache aber gewann man erst aus den „Weihnachtsspielen“, die von den kleinen Hohenzollernprinzen aufgeführt zu werden pflegten und von denen die hiesige Königl. Bibliothek eine Aufzeichnung vom Jahre 1589 besitze. Hier erkenne man deutlich, wie der Berliner Dialekt sich aus einer Verquickung hoch- und niederdeutscher Elemente entwickelt habe, und hier finde man schon zahlreiche, noch heute für die Berliner Mundart charakteristische Formen, wie „det“, „dat“, „ick“, „mein' Vater sein Haus“, „Kinneken“ für Kindehen, „runger“ für runter etc. — Aus dem 18. Jahrhundert seien die Auslassungen eines Halberstädter Reiseschilderers über den Berliner Dialekt interessant, der beispielsweise Formen wie „spute Dir“ und „Ein Häppken“ erwähnt. Im Übrigen beschränke sich die Kenntnis der Berliner Mundart auf die Gegenwart, der übrigens in dieser Hinsicht noch viel zu thun bleibe. Der Vortragende verbreitete sich nunmehr über einzelne Eigentümlichkeiten des Berliner Dialektes, dessen meiste Formen übrigens auch in anderen ostdeutschen Mundarten zu finden seien, ebenso wie der sogenannte Berliner Humor durchaus nicht spezifisch berlinisch, sondern in der ganzen

Mark verbreitet sei. Auch der Ostpreusse fahre ja mit Vorliebe „im zunem Wagen“, auch er sage „ja Kuchen“, wenn ihn jemand „piesacken“ wolle. Den Gebrauch des j für g — eine jute jebratene Jans u. s. w. — und des scht für st und ts — Durscht, Wurscht, nischt — glaubt Herr Dr. Kretschmer auf den Einfluss rheinländischer Kolonisten zurückführen zu müssen. Das „dat“, „det“ und „des“ für das, das p für pf und das t für tz im Inlaut — Karpe, Schnuppen, Schnuteken, Spruten (Sprossen des Grünkohls) — komme auch in anderen niederdeutschen Mundarten vor. Charakteristischer für den Berliner Dialekt sei dagegen der Ersatz der Diphtonge durch Vokale, besonders der Gebrauch des ei. Stamme das ei aus dem Althochdeutschen, so verwandele der Berliner Dialekt es in ee, stamme es aber aus dem niederdeutschen i, so mache der Berliner wieder ei daraus. Also: Eeens, zwee — aber drei, niederdeutsch tri. Dieses Zurückübersetzen von niederdeutschen Elementen in hochdeutsche sei auch sonst bezeichnend für die Berliner Mundart. Eine sehr charakteristische Form hierfür sei z. B. „Mausike“. Das Musik klinge dem Berliner zu platt, deshalb stelle er den Diphtong au, den er hier analog mit Haus, plattdeutsch Hus vermute, wieder her und sage vornehm: Mausike. Zum Schluss erwähnte Herr Dr. Kretschmer noch das r, das dem Berliner grosse Schwierigkeiten bereite, für das sich aber bestimmte Regeln schwerlich finden lassen dürften. Die hierauf folgende sehr ausgedehnte Diskussion, an der sich unter andern auch die Herren Gymnasialdirektor Schwartz und Sanitätsrat Bartels beteiligten, brachte noch verschiedene Ergänzungen zu dem Vortrage. So über den Gebrauch des „mir“ und „mich“, dessen Fehlerhaftigkeit darauf zurückzuführen sein soll, dass die Niederdeutschen, welche Hochdeutsch lernen, sich zuerst nur eine Form einprägen und diese dann immer anwenden. In manchen Gegenden gebrauche man fast ausschliesslich „mich“, in Berlin hauptsächlich „mir“. Schon in den deutschen Briefen Friedrichs des Grossen zeige sich eine grosse Vorliebe für die Form „mir“. Es sei darin überhaupt nur zweimal „mich“ gebraucht, während man das „mir“ nahezu zweihundert Mal angewendet finde. Herr Direktor Schwartz weist noch darauf hin, dass wohl nicht die Kolonisation allein die deutschen Elemente in die märkische Volkssprache hineingetragen habe, dass vielmehr, wie an kürzlich aufgefundenen Denkmälern aus heidnisch-germanischer Zeit zu erkennen sei, neben der slavischen auch eine, allerdings jahrhundertlang unterdrückte, deutsche Urbevölkerung in der Mark gehaust habe, in deren Sprache wohl der märkische Volksdialekt wurzele. Mit der sehr treffenden Bemerkung des Herrn Sanitätsrats Bartels, dass der heutige Berliner Dialekt überhaupt nicht mehr echt, sondern durch zahlreiche Einwanderer aus allen deutschen Gauen immer mehr und mehr verfälscht sei, schloss die Diskussion.

„Du“ und „Sie“ in Berlin In Berlin, aber auch überall da, wo die deutsche Zunge klingt, gebrauchen erwachsene Personen, sofern sie nicht in einem näheren verwandtschaftlichen Grade stehen, gegenseitig die Anrede „Sie“. Diese Regel zeigt aber in unserer Stadt mannigfache, durch langen Gebrauch befestigte Ausnahmen, die wiederum den seltsamsten Schwankungen unterworfen sind.

Es darf behauptet werden, dass das „Du“ in den arbeitenden Klassen überall da, wo sich „gleich und gleich gesellt“, angewendet wird; hinter „Aujust“ und „Willem“ oder „Fritze“ ein Sie zu hören, erscheint ausgeschlossen.

Wenn sich die Leute „vom Bau“, Fabrikarbeiter, Handwerker aller Art u. s. w. Du nennen, so ist diese Anrede doch auf eine gewisse Bekanntschaft gegründet, es würde einem in die Gesellschaft neu eintretenden Arbeiter arg verübelt werden, wenn er zu seinem Genossen ohne Weiteres Du sagen wollte. In der Regel genügen aber wenige Tage, vielleicht auch nur Stunden, die Anrede „Sie“ zu beseitigen: erscheint der Angekommene ehrenhaft, und hat er Lebensart genug, etwas zu „schmeissen“, so erklingt es bald: „Bruderherz auf Du und Du.“

Der ehrenwerte Stand der Droschken- und Privatkutscher kennt das „Sie“ fast gar nicht, ebenso wenig wie die Tausende, welche des Königs bunten Rock getragen und Kameradschaft gepflegt haben. Das schützende Dach unserer Markthallen ist der Annäherung der einzelnen Verkäufer entschieden günstig gewesen, fast Alle nennen sich Du, auch die früher übel beleumundeten „Berliner Hökerinnen“ nehmen als nunmehrige Damen der Halle an der Verbrüderung teil; dass der Ton „unter sich“, wie auch gegen das kaufende Publikum bedeutend feiner und milder geworden ist, möge nur beiläufig bemerkt werden.

Dienstboten gebrauchen ohne weitere Einleitung unter einander das „Du“, obgleich es unter ihnen empfindsame Seelen giebt, die derartige Vertraulichkeiten mit Entrüstung zurückweisen. Gleichstehende weibliche Personen der arbeitenden Bevölkerung sind übrigens im Allgemeinen nicht leicht geneigt, sich zu duzen, bei Jünglingen und Männern ist dies viel eher der Fall. An dieser Stelle soll übrigens festgestellt werden, dass es in vielen Berliner Familien noch üblich ist, die Dienstboten mit Du anzureden. Fälle, wo solche Jahrzehnte im Hause walten und die unter ihren Augen herangewachsenen Söhne und Töchter der Herrschaft nach altpatriarchalischer Weise noch Du nennen, gehören dagegen zu den grössten Seltenheiten.

Nach altem Herkommen werden Schüler und Schülerinnen höherer Anstalten von einer bestimmten Klasse an mit „Sie“ ausgezeichnet, erfahrungsmässig hat diese Maassnahme auf die Kinder im Allgemeinen einen günstigen Einfluss, manche derselben sind aber für eine solche Anrede durchaus unreif, und es fällt den Lehrenden oft recht schwer, unnütze Schlingel oder ungezogene und träge Schülerinnen mit Sie anzureden.

Wir erwähnen noch einen Gebrauch, der manchen unserer Leser gewiss fremd sein wird: in vielen Bürger-Familien sagen nämlich die Kinder zu ihren Eltern Sie; die Beteiligten behaupten, dass die ersteren durch jene Anrede zu grösserer Ehrerbietung und Ehrfurcht vor Vater und Mutter erzogen würden.

„Er“, „Ihr“ und „Wir“ in Berlin. Die Anrede mit „Er“, deren sich Friedrich der Grosse selbst gegen hochgestellte Offiziere und Beamte bediente, verschwand in Berlin mit dem Zopf, mit dem Fähnricks-Sponton, mit der Spille (Kopfmütze) und dem geblühten Schlafrock, zwei Kleidungsstücken,

welche sich ältere Personen selbst in Gesellschaft zu tragen erlaubten\*), seit der Katastrophe von 1806, namentlich seit den Freiheitskriegen von 1813 bis 1815 immer mehr in Berlin. In der „Luise“, welche 1795 erschien und ihre vollendete Gestalt etwa 1807 erreichte, sagt der ehrwürdige Pfarrer von Grünau noch nach alter Sitte zu seinem Schwiegersohn:

„Hört Er, mein Sohn, wie sie waltet die Herrscherin?“

Schon in den zwanziger Jahren war die Anrede mit „Er“ eine unhöfliche. Auf dem Lande hat sie sich bei uns bis zur Bewegung von 1848 erhalten. Damals konnte man sagen hören: „Dat He-Seggen un Fuchteln hett uphört!“ (Das Er-Sagen und Prüfgeln hat aufgehört.) Nach Mitteilung von Fr. El. Lemke wird in Ostpreussen auf den Gütern hier und da noch jetzt mit „Er“ angedredet.

Recht seltsam mutet uns die Anrede mit „Wir“ an, deren sich ältere Leute bedienten, welche dem „Er“ und „Ihr“ zwar entsagt hatten, sich aber nicht entschliessen konnten, das landesübliche „Sie“ zu gebrauchen, und deshalb die seltsame Wendung „Wir“ (eigentlich wohl für „Ihr“) anwendeten. Ich entsinne mich aus meiner frühen Kindheit her, dass der alte General-Lieutenant von Selasinski etwa im Jahre 1849 in einer Berliner Gesellschaft zu meinem Vater herablassend fragend sagte: „Wer sind wir?“ Mein Vater, den diese etwas primitive Manier verdross, antwortete schlagfertig: „Wir sind der General von Selasinski, Excellenz!“ Der alte Kriegsmann lenkte hierauf sofort ein, indem er in höflichstem Tone fragte: „Mit Wem habe ich die Ehre?“ — Die Anrede mit „Ihr“ an eine einzelne Person galt für etwas höflicher als „Er“ und wird in der Mark Brandenburg noch jetzt häufig auf dem Lande angewendet.

E. Friedel.

**Dr. Wilhelm Hammer.** Ortsnamen der Provinz Brandenburg. I. Teil. (Berlin, Gärtner's Verlagsbuchhandlung, 1894. 4° 32 S.) Besprochen von Dr. A. Kirchhoff, Prof. der Erdkunde zu Halle a. S. Als wissenschaftliche Beilage zum diesjährigen Osterprogramm der Neunten Städtischen Realschule zu Berlin erschienen, behandelt diese sehr fleissig durchgeführte Arbeit die Ortsnamen der Kreise Teltow, Nieder- und Ober-Barnim.

Für jeden dieser drei Kreise werden die Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt und zwar mit genauer Angabe aller ihrer vormaligen Formen, soweit man derselben urkundlich habhaft werden konnte; darauf

\*) In Voss' „Luise“, die eine wahre Fundgrube für Sitten und Gebräuche um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts ist, wird der Pfarrer und Hochzeitsvater zur Hochzeit mit Schlafmütze und Schlafrock von seiner Hausehre geschmückt:

„Jetzt fand sie die Mütze, urahnlicher Feierlichkeit voll,

Welche zuerst ihn geschmückt als Bräutigam, ländlich und sittlich,

Aber seitdem alljährlich am heiteren Tage der Hochzeit:

Die nun reichte sie dar und lächelte. Dann im Gewandschrank

Nahm sie den Festschlafrock von stahlblauwollenem Damast;

Ueber die Lehn' ihn breitend des Armstuhls, sagte sie also:

Wie wird unsere Braut und der Bräutigam schau'n mit Verwundrung,

Wann hochzeitlich geschmückt das behagliche Väterchen dasteht!“ —

Schon vorher beim Gastmahl erscheint der Pfarrer im Schlafrock.

folgt dann bei jedem einzelnen der Hunderte von Namen, soweit das zu ermöglichen war, seine Erklärung auf sprachlicher, geschichtlicher und geographischer Grundlage.

Gewiss wird jeder diesen Darlegungen mit Interesse folgen, gerade weil sie fast durchweg mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, dass die Namen aus der frühen Zeit slawischer Besiedelung der Mark stammend, einer Sprache ursprünglich angehören, die längst verschollen ist, und dass diese Namen sodann im Mund der deutschen Ansiedler mitunter bis zur Unerkennbarkeit auf den Weg sinnwidriger Anähnlichung an deutsche Wortklänge entstellt wurden.

Viel ergibt sich aus den Namendeutungen über Landesnatur und Wesen der Bewohner unserer Mark während der ersten Hälfte des Mittelalters, also während der Slavenzeit. Wie in einem getreuen Spiegel erkennen wir die Bewaldung des Landraumes, seine Seenfülle, die noch viel weiter als heute ausgedehnten Sumpfflächen (der Dorfname Lanke bewahrt fast noch genau den Klang des uralten Slawenwortes *läka*, mit nasaliertem ersten *a*, für Sumpf, während die mehrfachen Ortsnamen mit Luck, wie Luckau, Lucknitz, Luckenwalde, denjenigen Klang des nämlichen Wortes weiterführen, wie er im Spreewald und im sonstigen Wendisch der Niederlausitz noch fortlebt, nämlich *luka*). Häufiger als der Eiche (*dub*), begegnet man in der von den Wenden beliebten Taufe der Ortschaften nach ihrer Umwaldung der Buche (*buk*), noch häufiger der Birke (*breza*). Hauptsächlich aber beschattete wie heute Kiefernwald unseren Boden. Daher war *bor* (Wald oder „Haide“, wie sich dies alte Synonym für Wald noch so vielfach in der Mark erhalten hat, in Hasenheide, Jungfernheide u. s. f.) schlechtweg als Kiefernwald gemeint. Es ist dasselbe *bor*, das in vollkommen gleicher Bedeutung im Tschechischen fortlebt, in einer Anzahl märkischer Orts- (und daher auch Personen-) Namen, obschon deutsch maskirt, vorkommt, z. B. in „Börnische“ (um 1300: Bornecke), in „Brandenburg“ (Brennabor) und „Merseburg“ (Mezibor) sogar zu Burg verwandelt wurde.

Unser Verfasser neigt zum Glück nicht der früheren Unsitte zu, in den Ortsnamen wenn irgend möglich poetische Anklänge an die Mythologie zu wittern, ja einen ganzen Wenden-Olymp aus ihnen zu rekonstruieren. Beim Dorfnamen Wandlitz z. B. (mittelalterlich dreisilbig Wandelitz) lehnt er die Beziehung auf die altslawische Göttin Wanda ab, da von Giesebrecht und Hanusch durchaus nichts gefunden wurde, was an jener Stelle den Wandakultus bezeugen könnte, und schliesst sich vielmehr der Ausführung von Berghaus mit den Worten an: „Die Wurzel des Namens ist in dem altpolnischen Worte *wada*, dem neupolnischen Worte *weda* nicht zu verkennen, und dieses Wort ist unser deutsches Angel, Fischangel, ja das russische *wanda* bezeichnet eine eigentümliche Art Fischreuse und ein sackförmiges, von Garn geflochtenes Handnetz, womit der Fischer, auf der Spitze seines Kahnes stehend, förmlich Jagd auf die Fische macht; es heisst in der Mark und namentlich in ihren zahlreichen Kietzdörfern bis auf den heutigen Tag die Wade, ein Wort, welches mit dem slawischen *wanda* von gleicher Abstammung zu sein scheint.“

Neben der Fischerei der märkischen Wenden lesen wir aus ihren Ortschaftsbezeichnungen auch manches von ihrer Zeidlerei und ihrer Viehzucht. Nebeneinander stehen hier die Teltower Dorfnamen Telz (von dem Wendenwort für Kalb, tschechisch telce) und Stolpe, im 12. Jahrhundert Stolp genannt. Letzterer Name, mehrfach in NO.-Deutschland wiederkehrend, bedeutet eine Säule, unter deren Form die Slawen den Weless oder Woloss, ihren Schutzgott der Viehherden, verehrten.

Für die Fortsetzung der in Rede stehenden verdienstlichen Arbeit wäre zu wünschen, dass der Verfasser nicht allzubescheiden verfare in der Anerkennung von früheren Erklärungsversuchen, auch wenn sie offenbar sprachlich ungerechtfertigt erscheinen. Das ähnelt zu leicht einem im schädlichen Sinn parteilosen Eklektizismus und macht zumal den Laien blind gegen das Gewicht der grösseren Autorität. Es genügte z. B. vollkommen, den Namen Baberow (oberhalb Neuendorf in der Nuthe-Niederung) als Biberort zu deuten, da auch der grosse Slawist Miklosich „den Boberow bei Potsdam“ auf den tschechisch-polnischen Ausdruck für Biber, bobr, vertrauenswürdig bezieht. Das a statt o braucht uns nicht zu stören, denn der Vokal des Namens wechselte (gerade wie im Deutschen, vergl. Biber, Bebra, engl. beaver) in den slawischen Sprachen; im Niederlausitzer Wendisch heisst der Biber beber, und Babersberg (ältere Form für das berühmt gewordene Babelsberg) kommt auch als Boberowberg vor. Wozu nun der sachlich wie sprachlich so gut begründeten Hinleitung von Baberow auf den Biber die sichtlich verfehlte, das r des Dorfnamens gar nicht berücksichtigende, Berghaus'sche Deutung auf baba (slawische Göttin, Welterschafferin) hinzufügen, wie es S. 6 geschieht?

Von sprachwidrigen Etymologien deutscher Namen ist dem Referenten nur aufgestossen die von Herzhorn (S. 27). Wenn diese Wüstung schon im 14. und 15. Jahrhundert als Hertzhorn und Hershorn vorkommt, kann sie unmöglich (im niederdeutschen Norden!) vom althochdeutschen hart (Wald) benannt sein.

Sonst ist gerade die linguistische und historisch quellenmässige Genauigkeit des Verfassers zu loben. Sie lässt sich z. B. durch die slawisierende Variante Tempelow für Tempelhof nicht von der allein richtigen Beziehung auf den „Hof des Templerordens“ abbringen, noch weniger durch „Reichsdorf“ (1546) für Rixdorf auf Abwege führen. Die Entwicklungsreihe Richarddorp (1360), Richerstorf (1450), Richsdorf (1543), Ricksdorf (1801) beweist, dass in dem Namen des Berliner Vororts sich der harte k-ähnliche Guttural laut des altdutschen ch aus dem Namen Richard und Richs gekürzt wie Friedrich zu Fritz, Ludwig zu Lutz) noch auffallend treu erhalten hat.

**Bericht über die Hauptversammlung des Vereins für die Geschichte der Neumark zu Königsberg N./M. am 9. und 10. Sept. 1893.** Schon am Sonnabend den 9. mittags trafen die ersten auswärtigen Besucher ein, gleichzeitig mit dem eigentlichen spiritus rector des Vereins, dem unermüdlichen Oberlehrer Herrn Dr. van Niessen aus Stettin, 4 Herren aus Berlin, Stadtrat Friedel, Custos Buchholz, Künne und Maurer, welche sofort nach Klein-Mantel fuhren, um im Parke des Herrn von Saldern und zwar an dem

dort befindlichen Walle Nachgrabungen zu veranstalten. Wie wir hören, sind diese von Erfolg gewesen und haben Scherben und Knochen zu Tage gefördert, die wie die ganze Anlage des Walles ergaben, dass wir es hier mit einem alten Walle aus der Zeit der Wenden zu thun haben; er ist noch gut erhalten und dem Kundigen leicht erkennbar. Dasselbe Resultat ergab eine Untersuchung des Walles bei der Reichenfelder Mühle in den Wilden Wiesen. Die noch vorhandenen Reste sind unbedeutend, weil schon viel von dem Walle abgetragen ist, wahrscheinlich damit die Wiesen in der Nähe mit dem Material erhöht würden. Auch scheint es, als ob wegen der aus den nahen Wiesen aufsteigenden Nebel der Wall nicht lange bewohnt gewesen ist. Wir haben also ganz nahe bei unserer Stadt Reste von zwei grossen Rundwällen, die in grauer Vorzeit von Wenden angelegt wurden und bewohnt waren.

Bis um 5 Uhr war die grösste Zahl der auswärtigen Besucher eingetroffen; dieselbe belief sich nach der Präsenzliste auf 34 und es erfolgte nun zuerst die Besichtigung der Marienkirche unter Leitung des Herrn Baurats von Rutkowsky. Es war interessant, von den anwesenden Kunstkennern die Schönheiten dieses herrlichen Gotteshauses, welche wir nur in ihrer Gesamtwirkung auf uns empfinden, in ihren Einzelheiten analysieren zu hören. Einig waren alle darin, dass die Kanzel, so schön sie auch als Einzelwerk immer sei, dem Stile nach zu dem Gebäude in reinster Gothik nicht passe; Herr Superintendent Braune vertrat dem gegenüber die mehrseitig geteilte Ansicht, dass eine steinerne Kanzel im Style der Kirche doch wohl von zu kalter Wirkung sein würde. Grosses Interesse erregten die niederländischen Glasfenster aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wenn auch bei der Restaurierung derselben die Reihenfolge der einzelnen Bilder so verändert ist, dass man den Zusammenhang des Dargestellten nur schwer erkennen kann; auch die in einer Seitenkapelle vorhandene Bibliothek, welche Herr Superintendent Braune bereitwilligst zeigte, fand vielen Beifall, namentlich ein Missale mit Noten, die, wenn auch die Takteinteilung fehlt und die einzelnen Noten gleichwertig erscheinen, doch schon unser heutiges 5 Linien-System zeigen. Ein ebenfalls vorgezeigtes Theatrum Europaeum soll, weil es neben geographischen Karten viele Schlachtpläne enthält, wie uns mitgeteilt wurde, von Offizieren vielfach besichtigt werden. Die Gäste waren bei ihrem Eintritt in die Kirche durch die gewaltigen Töne der Orgel begrüsst worden; das herrliche Werk, dessen Klangwirkung für die Ausdehnung der Kirche beinahe für zu bedeutend erachtet wurde, fand ungeteilte Bewunderung; zum Schluss erfreute uns Herr Wiedemann noch durch zwei Orgel-Piècen, die, mit gewohnter Meisterschaft vorgetragen, von ausserordentlicher Wirkung waren.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und nach kurzer Pause begann um 8 Uhr die Feier des 650jährigen Jubiläums der Stadt durch einen Commers im Schützenhause. Der Saal desselben war bald überfüllt, so dass später Kommende in den Nebenräumen bleiben mussten; einen schönen Anblick in dem prächtig dekorierten Raume gewährte der reiche Damenflor, wie wir ihn sonst nur bei Bällen zu erblicken gewohnt sind. Nach Eröffnung des Commerses durch den Vorsitzenden Apothekenbesitzer von Knobelsdorff erscholl als erstes Allgemeines das Lied: „Sind wir vereint

zur guten Stunde“; ihm schloss sich ein von dem Vorsitzenden des Vereins Herr Geh. Reg.-Rat Jacobs-Landsberg ausgebrachtes Hoch auf den Kaiser an, das begeisterte Zustimmung fand. Nachdem nunmehr Herr von Knobelsdorff in herzlichen Worten den Gästen namens der Stadt den Willkommensgruss entboten hatte, hielt Herr Dr. van Niessen eine Ansprache. In launiger Weise schilderte er, welche Mittel hätten angewendet werden müssen, um die spröde Schöne Königsberg zu gewinnen, die so lange zurückgehalten, nachdem schon so viele Städte der Neumark dem Vereine sich angeschlossen hätten; endlich sei das 650jährige Jubiläum der Angelhaken geworden, an den der Fisch angebissen habe. Er trank auf das Wohl der Stadt Königsberg und gab später in Ergänzung seiner scherzhaften Ausführungen interessante geschichtliche Auseinandersetzungen, nach welchen es in hohem Maasse wahrscheinlich ist, dass 1243 thatsächlich das Geburtsjahr der Stadt Königsberg i. d. N. gewesen. Er wies zuvörderst die vielfach verbreitete Meinung zurück, dass Ottokar von Böhmen unsere Stadt gegründet habe; 1244 wird Königsberg in einer Urkunde über Nahausen genannt, war also wohl Stadt, da es als nächster grösserer Ort angeführt ist; den Namen hat ihm wahrscheinlich der mit dem Markgrafen verschwägerte König Wenzel von Böhmen gegeben, als im Jahre 1243 dem Markgrafen ein Thronfolger geboren wurde, und er zur Feier dieses Ereignisses in der Mark weilte.

Der Vortrag des Herrn Dr. Schwartz-Friedenau verstand es ein lebendiges, kulturhistorisches Bild von dem Leben der „Königsberger Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert“ zu entwerfen; wir sahen sie förmlich die lieben Königsberger Spiessbürger in ihrem ruhigen, bis ins Kleinste geregelten Leben, in ihrem freundnachbarlichen Verhältnisse zu den Schwesterstädten z. B. Schönfliess, mit ihrem von wenigen Familien ausgeübten patriarchalischen Regiment. Wohl lebten sie in ihrer Weise glücklich, trotz oder vielleicht wegen ihrer beschränkten Verhältnisse; aber eins fehlt ihnen, der Blick für das Ganze. Erst der siebenjährige Krieg brachte es ihnen recht zum Bewusstsein, dass sie nur ein Glied eines grösseren Organismus seien, erst in einer Urkunde aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hat bezeichnender Weise der Vortragende das Wort „Vaterland“ gefunden. Der sehr anregende Vortrag fand lebhaften Beifall, ebenso wie die musikalischen und deklamatorischen Spenden, die im bunten Wechsel mit den Ansprachen geboten wurden.

Am Sonntag den 10. September 1893 fand im „Deutschen Hause“ die gemeinsame Sitzung des Gesamt- und des Orts-Vereins statt. Nach Erledigung der Geschäfte befürwortete Herr v. Knobelsdorff lebhaft eine grössere Selbständigkeit der Ortsgruppen. Man kam überein, dass dieselben, ohne den Zusammenhang mit dem Gesamtverein zu lösen, selbständig arbeiten und durch Veranstaltung öffentlicher Vorträge das allgemeine Interesse für den Verein rege erhalten sollten. Anhaltspunkte für die Art, wie bei den Arbeiten vorzugehen ist, wird Herr Dr. van Niessen, wie er auf eine Anregung des Herrn Dr. Peyser erklärte, in der nächsten Nummer der Mitteilungen des Vereins geben; schon vorher hatte er ersucht, eifrig auf Sagen, abergläubische Gebräuche u. dgl. zu fahnden, dieselben zu notieren und mitzuteilen. Im Archiv der Stadt Königsberg i. P. befinden sich aus der Ordens-



zeit zahlreiche noch ungedruckte Urkunden über geschichtliche Verhältnisse der Neumark. Mit dem Archivar ist schon ein Vertrag wegen Herausgabe derselben geschlossen, die bewilligte Summe reicht aber nicht aus, weil die Zahl der gefundenen Urkunden wesentlich grösser ist, als erwartet wurde. Der fehlende Betrag wurde bewilligt, doch ist gegründete Aussicht vorhanden, dass, irren wir nicht, aus Staatsfonds eine wesentliche Beihilfe gewährt werden wird. In Breslau befinden sich wohl wenige Urkunden der erwähnten Art, wohl aber scheinen dieselben in Berlin, an den verschiedensten Stellen zerstreut, vorhanden zu sein. Welche Kosten die Hebung dieser Schätze verursachen würde, lässt sich vorher auch nicht annähernd bestimmen. Vorläufig wurde der Vorstand bevollmächtigt, bis zu 500 Mk. für diesen Zweck aufzuwenden, und in einem Ausschreiben zur Sammlung und Herausgabe derartiger Schriftstücke aufzufordern.

Eine Vorlage, dahin zu wirken, dass eine Registrierung von Kirchenbüchern und Pfarrarchiven stattfindet, wovon man sich viele und wichtige Ergebnisse für die Geschichte der Neumark verspricht, wurde angenommen und zwar wurde auf Empfehlung der Herren v. Niessen und Friedel beschlossen, zuerst mit dem Kreise Soldin einen Versuch zu machen, da dieser nicht zu gross und man in ihm eines freundlichen Entgegenkommens sicher sei. Gelingt dieser Versuch, so wird man auf der gewonnenen Grundlage fortfahren. Zum Schluss besprach Herr Dr. van Niessen, dem bei Begründung der einzelnen Vorlagen die Hauptarbeit zugefallen war, einzelne jüngst erschienene Bücher, welche den siebenjährigen Krieg, insbesondere die Schlacht bei Zorndorf behandeln. Die Arbeit des Herrn Dr. Schwartz, welche sich mehr auf kulturhistorischem Boden bewegt, wurde lobend hervorgehoben, die eines russischen Autors als nicht objektiv bezeichnet.

Nach Beendigung der Sitzung und nachdem ein kurzer Fröhschoppen genommen war, begann die Besichtigung der Kunstdenkmäler der Stadt und der im Rathaus veranstalteten Ausstellung von Altertümern.

Im Magistratszimmer waren zahlreiche Urkunden ausgestellt, um deren Ordnung sich Herr Oberlehrer Dr. Ilgen verdient gemacht hat. Die älteste, aus dem Jahre 1271 stammend, betrifft die ersten, eine Reihe anderer aus dem 13. Jahrhundert bis 1345 beziehen sich auf Verleihung von Mühlenrechten u. dergl.; besonders interessant ist eine, in welcher den Königsbergern auf der Röhrike und von da auf der Oder bis Stettin und ebenso zurück völlig freie Schifffahrt gewährt wird. Auch eine Urkunde, in welcher ein 10jähriger Landfriede abgeschlossen wird, ist vorhanden, kaiserliche und fürstliche Privilegien werden urkundlich bestätigt, auch „Urpheden“, die von Gegnern der Stadt geschworen worden sind, hat man geschrieben und gesiegelt aufbewahrt. Es sind ausserdem noch 8 Kisten voll späterer Urkunden vorhanden, alle aus dem städtischen Archiv mit zum Teil schön erhaltenen Wachssiegeln, teils aber auch in sehr defektem Zustande und ganz ungeordnet. Es ist dadurch von Neuem der Gedanke angeregt worden, der schon früher wiederholt im Magistrat und in der Stadtverordnetenversammlung erörtert worden ist, nämlich das städtische Archiv durch einen Sachverständigen ordnen zu lassen. Es hatten ferner ausgestellt:

Herr Seminarlehrer Hindenburg: einige alte, prachtvoll erhaltene Steinwaffen, deren Alter nach dem Ausspruch von Kennern auf über 2000 Jahre geschätzt werden darf.

Herr von Knobelsdorf: 1 alte Lampe und 1 alte silberne Münze.

Herr Baurat von Rutkowski: mehrere sehr gut erhaltene Versteinerungen, die derselbe dem Märkischen Museum als Geschenk zugewendet.

Die hiesige jüdische Gemeinde: einen mit herrlicher Seiden- und Goldstickerei versehenen Synagogen-Vorhang aus dem Jahre 1767.

Herr Küster Mahlow hatte eine besonders reiche Sammlung von Schriften und Bildern über Königsberg zur Ansicht hergegeben, so eine Kehrberg'sche Chronik mit Bildern; Beschreibungen einiger wichtiger Bauwerke der Stadt, des Neubaus des Turmes bis zur Einweihung 1861, der zweiten Abtragung der Pyramide, deren neuer Aufbau und der Renovirung der Kirche bis zur Einweihung 1884; Ansicht der Stadt Königsberg vom Jahre 1658: Ansichten von Königsberg, des Innern der Kirche, des Turmes vom Jahre 1658, 1833 und wie er jetzt ist, und ein Gemälde des eingestürzten Turmes vom 2. Juni 1843.

Frau Lehrer Voigt aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes: das Modell einer Steinkiste aus einer altheidnischen Begräbnisstätte, ferner einige Abbildungen von Verzierungen am Rathause, eine Kehrberg'sche Chronik und eine Biographie des Grossen Kurfürsten aus dem Jahre 1730 (Verfasser Seyler).

Fräulein Hartig: 1 Amulet und 1 Musterbuch mit schönen Seidenstickereien.

Herr Rats Herr Weise: 1 Garben-Bindeknüppel mit eingeschnittenen Buchstaben, welcher die besondere Aufmerksamkeit der Herren vom Märkischen Museum erregte.

Herr Futh: eine Sammlung von Diluvial-Geschieben bzw. -Versteinerungen, welche in der Umgebung Königsbergs gesammelt sind, sowie auch Petrefakten aus anderen Formationen, ferner eine Mineralien- und Konchylien-Sammlung.

Herr Tischler Meissner: eine sehr schön erhaltene alte Bibel vom Jahre 1680. Nachmittags 4 Uhr hielt in der Aula des Seminars Herr Dr. van Niessen vor einer zahlreichen Zuhörerschaft den angekündigten Vortrag über: Die Monstrosität der Märkischen Rechtszustände im 17. Jahrhundert. Wir hoffen, dass derselbe demnächst veröffentlicht wird; er illustrierte in schlagender Weise die Rechtsunsicherheit der „guten alten Zeit“ an dem Beispiele der Stadt Reetz. In der Stadt die Herrschaft und Gerichtsbarkeit des Rats, letztere wenigstens in erster Instanz, vor den Thoren die Macht zuerst des Klosters, und als dieses verweltlicht war, die des Amtmannes, welchen der Staat dort eingesetzt hatte, der Staat, welcher den Begriff der Fiskalität in engherzigster Weise auffasste, und bei den unaufhörlichen Konflikten in Bezug auf Besitz, Fischereigerechtigkeit, Jagd u. dergl. stets gegen die Stadt Partei nahm. Er verfuhr ebenso rücksichtsvoll gegen die mächtige Familie v. Wedell, welcher Reetz verpfändet war und die sich so als Herrin der Stadt fühlte, dass sie in Schriftstücken ganz wie der Landesfürst den Rat mit: „Liebe, Getreue“, anzureden wagte. Erst Friedrich Wilhelm der Erste

hat in diesen unseligen Verhältnissen Wandel geschaffen, er hat das Streben für das Wohl des Volkes an Stelle der öden Fiskalität gesetzt, sein grosser Sohn hat in demselben Sinne weitergewirkt und es ist wahrlich nicht das schlechteste Blatt in dem Ruhmeskranze der Könige aus dem Hohenzollerngeschlecht, dass sie uns ein einiges und zuverlässiges Recht gegeben haben.

(Nach Mitth. im Märk. Stadt- und Landfreund Nr. 107 u. 108.)

Im Übrigen verweise ich auf Nr. 11 der Mitteilungen, herausgegeben von dem Verein für Geschichte der Neumark vom 11. Oktober 1893, namentlich auch auf die beigegebenen, Bergau's „Inventar“ von 1885 entnommenen, schönen Abbildungen der Baudenkmäler von Königsberg und den alten Plan der Stadt, sowie auf meine Sonderberichte über die wendischen Burgwälle bei Klein-Mantel und in den Wilden Wiesen.

Ernst Friedel.

**Der Tierbestand Berlins** wird auch nur alle 4 Jahr gezählt, zuletzt geschah dies am 1. Dezember 1892. Darnach waren vorhanden:

Grundstücke überhaupt . . .	am 1. 12. 92: 24 805;	am 10. 1. 1883: 21 061
"    mit Vieh . . .	"    "    6 841	"    "    6 415
Haushaltungen m. nachstehend		
bezeichneten Vieharten . . .	"    "    10 564	"    "    9 709
Pferde . . . . .	"    "    43 916	"    "    32 527
Maultiere, Maulesel . . .	"    "    —	"    "    —
Esel . . . . .	"    "    4	"    "    8
Rindvieh . . . . .	"    "    7 293	"    "    3 041
Schafe . . . . .	"    "    4 120	"    "    579
Schweine . . . . .	"    "    4 651	"    "    2 299
Ziegen . . . . .	"    "    1 054	"    "    2 051
Bienenstöcke . . . . .	"    "    106	"    "    162

Merkwürdig ist die Abnahme der Esel, welche im alten Berlin recht häufig waren. Überraschend gross ist die Zahl des Rindviehs und dessen Zunahme; meist sind es Kühe in den mehr und mehr aufblühenden Molkeereien. Auch die Zahl der Schweine hat sich erfreulicher Weise mehr als verdoppelt. Ganz auffallend gross erscheint die Vermehrung der Schafe, sie hängt mit der Verminderung der Ziegen — der Kuh des kleinen Mannes! — zusammen. Man überzeugt sich im Kleinbetrieb mehr und mehr, dass das Schaf eben so leicht zu füttern ist wie die Ziege, dass die Milch noch fetter, schmackhafter, weniger scharf riechend und nährender ist als Gaismilch und dass man die nicht zu verachtende Wolle obenein bekommt.

Die Verringerung der Bienenstöcke hängt mit der Verminderung der Gärten unserer Grossstadt und mit den polizeilichen Schwierigkeiten zusammen, welche dem der Nachbarschaft oft lästigen, ja gefährlichen Immenvolk mehr und mehr entgegengesetzt worden.

E. Friedel.

**Gedenktafel für Karl Aemil Kurprinz von Brandenburg.** Am 7. März 1892 wurde zu Strassburg i. E. in der Brandgasse (15) am Sengen-

wald'schen Hause das Denkmal für den Kurprinzen Karl Emil von Brandenburg enthüllt. Dasselbe besteht aus rötlich-braunem Vogesen-Sandstein, in den eine geschliffene Syenitplatte mit folgender Gold-Inschrift eingelassen ist:

Hier im früher Sturmischen  
damals Dettlingischen oder Manteufflischen Hause  
starb d. 7. Dez. 1674  
der Kurprinz Karl Aemil  
Sohn des Grossen Kurfürsten  
von Brandenburg.

Unter der Gedenktafel ist ein Totenkranz, über ihr das brandenburgische Wappen — ein aufgerichtetes Scepter auf einem Schilde — in die Einfassung eingemeißelt. Der baldachinartige Überbau wird von der kurfürstlichen Krone überragt. Das nach dem Entwurf des Architekten Müller von dem Bildhauer Riegger modellierte Denkmal macht einen ernsten und würdigen Eindruck und wird auch kommenden Geschlechtern ein geschichtliches Erinnerungszeichen an jene wichtige Epoche unserer vaterländischen Geschichte bleiben, da der Grosse Kurfürst in Begleitung seines Sohnes den Kampf um das Elsass gegen Frankreich aufnahm. — Die Anregung zur Feststellung der Stätte, an welcher der Kurprinz gestorben, wurde bereits im Jahre 1880 seitens der damaligen „Els.-Lothr.-Ztg.“ gegeben, das erwünschte Resultat zu erzielen, ist jedoch erst in jüngster Zeit dem Obersten Froitzheim (dem Entdecker jenes „Hofes“) gelungen, auf dessen Initiative der Statthalter die Ausführung angeordnet hat.

**Alte Feuerlade mit Diebsverwünschung** (B. VI 10966). Das Märkische Museum erwarb kürzlich eine Feuerlade aus Thon (B VI 10966) von der Art, wie man sich ihrer früher zur Entzündung des Feuers bediente. Sie ist, wie eine Inschrift besagt, i. J 1774 hergestellt. Ausser durch ihre Form interessiert sie noch durch einen Vers, der in eine ihrer Seitenwände eingegraben ist. Er ist gewissermassen zur Sicherung des Eigentums angebracht, in dem er eine Verwünschung gegen etwaige Entwender des Gegenstandes ausspricht. Man kennt derartige Formeln besonders als Einzeichnungen in Büchern und findet sie in Handschriften schon im frühen Mittelalter, worüber Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter<sup>2</sup>, S. 443 ff. und Pölchau, Das Bücherwesen im Mittelalter S. 16 Auskunft geben. Der Vers lautet:

Dieses Feuerzeug ist mir lieb  
Wers mir aber stild der ist (r) ein Dieb  
Von dem Galgen auf das Radt  
Fressen sich die Raben sad,

So unvollkommen stilistisch die beiden letzten Zeilen sind, so enthalten gerade sie das charakteristische Element dieser Anathemen. Galgen und Raben kehren in den meisten bisher gesammelten Formeln wieder. Man vergl. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde Bd. 2 S. 85, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1883 Sp. 16 „Bär“ Bd. 6 S. 14 f.

Dr. Pniower.

### Die Mittagsgöttin (Pshesponiza).

Eine Romanze aus dem Spreewalde.

Von Max Bittrich, Forst (Lausitz).

Der Habsuchts-Bauer zählt sein Gold:  
Von ferne her der Donner rollt.

So starr die Luft, so starr der Mann!  
Der Geiz hält ihn in schwerem Bann.

Die Wetterwolken ziehen fort, —  
Kein Regen! Baum und Strauch verdorrt.

Der Bauer schlürft durch dürren Sand  
Und rudert hin im Sonnenbrand.

Die Ernte bringt er selber ein;  
Nicht Knecht, nicht Magd darf bei ihm sein.

Er sichelt das Getreidemeer, —  
Die Sonne steigt, der Kopf wird schwer.

Die Luft erfüllt Libell'n-Gesumm,  
Nun geht die Mittagsgöttin um.

Und rührt sich sonst nicht eine Hand, —  
Des Habsuchtsbauers unverwandt.

„Ha! Pshesponiza? Dummer Spuk!  
Es war einmal! . . . . Altweiber-Trug!“

Und als er's denkt und als er's spricht . . . .  
Was weht heran? — Welch' Traumgesicht! —

Der Sichel Gold blinkt in der Hand  
Und rauschend wallt ihr licht' Gewand.

Das Haupt ist kornblumblau umrankt.  
Der Mann erstarrt; er weicht und wankt.

Sie fragt — Das Leben lässt als Preis,  
Wer flugs nicht gute Antwort weiss.

Doch wer zwei Stunden sagt und spricht  
Vom Bau des Flachses, der stirbt nicht. —

Er sprach und stammelte und sann;  
Verzehrend wird der Göttin Bann.

Die Sinne fliehn, die Hand wird matt, —  
Ein Röcheln! Eine Todtenstatt!

Die heil'ge Mittagszeit entweicht!  
Von hinnen Pshesponiza schleicht.